**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh 1/2 9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 533. **Mittwoch** den 18. October 1893. **87. Jahrgang.**

## Amtliche Bekanntmachungen.

### Gesucht

wird der am 20. April 1848 in Stockch geborene Mechaniker **Friedrich Erfurth**, welcher zur Fürsorge für seine Familie angehalten ist.

Leipzig, den 14. October 1893.

**Der Rath der Stadt Leipzig.**
**Armenamt, Abth. II.**

A. R. VII, Abth. II, 13469a/3087. Hentschel. Mtr.

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 18. October.

Der Widerspruch gegen die neuen Reichssteuerprojecte wird besonders auch mit der Behauptung begründet, daß durch **indirecte Steuern** eine unverhältnißmäßig starke Belastung der unteren Classen herbeigeführt werde. Es ist ja richtig und unvermeidlich, daß der Schwerpunct indirecter Steuern stets auf Gegenständen des Massenverbrauchs liegt, an denen der Reiche im Allgemeinen nicht mehr betheiligt ist, als der Arme. Die Besteuerung des eigentlichen Luxus, so wenig wir dagegen einzuwenden haben, giebt doch unter allen Umständen einen zu geringen Ertrag, als daß sich in der Hauptsache ein Steuersystem darauf gründen ließe. Bei der Klage über allzu starke Belastung der unteren Classen durch Besteuerung von Gegenständen des Massenverbrauchs wird aber meist in ungerechter Weise übersehen, wie überwiegend gegenwärtig in den meisten deutschen Einzelstaaten die Steuerlast auf dem directen System der Erwerbs- und Vermögensbesteuerung beruht, meist mit einem nicht nur procentual, sondern auch progressiv anwachsenden Steuersatz und fast vollständiger Freilassung der kleinsten Einkommen, daß also hier die ganzen Staats- und der größte Theil der Gemeindelasten auf die Schultern der Leute von mittleren und größeren Einkommen gelegt sind. Man kann jetzt in Preußen anläßlich der Wahlen, und anderwärts ist es ähnlich, interessante Beobachtungen in dieser Hinsicht machen. Die ganze Klage über das „verschärfte plutokratische Wahlsystem" kommt doch auf nichts Anderes hinaus, als auf die Anerkennung der Thatsache, daß die oberen Stände in einem noch weit höheren Umfang als früher zu den Steuerlasten, welche den Maßstab der Wahlberechtigung bilden, herangezogen werden. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß weitaus die Mehrheit des preußischen Volkes überhaupt keine directen Steuern mehr bezahlt und daß ein fictiver Steuerbetrag angenommen werden muß, um der großen Mehrzahl der Wähler nach dem bestehenden Wahlrecht überhaupt die Theilnahme an den Wahlen zu ermöglichen. Darin liegt ein höchst beweiskräftiges Zeugniß, in welchem Umfang die Kosten der staatlichen und communalen Leistungen von den vermögenderen Classen getragen werden, und bei gerechter Beurtheilung der Vertheilung von Lasten und Pflichten müßte man diese Verhältnisse gebührend in Anschlag bringen. Drücken die indirecten Abgaben, welche die Grundlagen des Reichssteuersystems bilden, verhältnißmäßig stark auf die untern Classen, so wird dies reichlich aufgewogen durch die Lastenvertheilung in den einzelnen deutschen Staaten und in den Gemeinden.

Die Gährung unter den großen Parteien **Oesterreichs** gegen die Wahlreform nimmt zu. Aus dem Polenclub, der am 16. October in Wien eine geheime Berathung hatte, verlautet: „Eine lange Reihe von Rednern sprach gegen die Wahlreform der Regierung. Der Obmann R. v. Jaworski wird bei der ersten Lesung, die am Freitag beginnt, eine Erklärung des Polenclubs abgeben, die dessen endgiltige Stellungnahme offen läßt. Das Organ des Hohenwartevlubs, das „Vaterland", griff gestern die Regierung schärfer an. Das Blatt erklärt, es wolle der Entscheidung der conservativen Partei nicht vorgreifen, doch bestehe kaum ein Zweifel, daß die Vorlage in ihrer gegenwärtigen unglücklichen Form unannehmbar sei. Die Regierung habe vorher jede Berathung mit den Führern unterlassen. Dadurch sei das Parlament zwischen den Druck der Regierung und der Massen gestellt und eine Zwangslage geschaffen, die von den übelsten Folgen begleitet sein könne. Alle großen Parteien hätten ausreichenden Grund, mit dem Handstreich der Regierung, was dessen Form anbetreffe, unzufrieden zu sein, ganz besonders die Conservativen, die Anspruch auf Vertrauen erheben dürften. Die Vorlage erscheine durch ihre überstürzte Einbringung in bedenklichem Lichte. Das müsse gesagt werden, um jede Verantwortlichkeit festzustellen. Die Auslassungen des „Vaterland" sind deshalb besonders beachtenswerth, weil sie das Ergebniß der Berathungen des Hohenwartevlubs zum Ausdrucke bringen.

In **Belgien** hat der „Staatsrath der Ritter der Arbeit" beschlossen, den bereits erloschenen Streik im Hennegau wieder anzufachen. Der nämliche „Staatsrath", an dessen Spitze der bekannte Socialistenführer Callewaert steht, hatte vor einigen Tagen erst die Wiederaufnahme der Arbeit angeordnet mit der Begründung, daß der Ausstand unmöglich erfolgreich zu Ende geführt werden könne. Jetzt, nachdem die Arbeit überall im vollen Gange ist, befiehlt der Staatsrath neuerdings die Einstellung der Arbeit. Warum? Angeblich, weil die Directoren abermals die Löhne herabgesetzt hätten. Die wirkliche Ursache des Beschlusses dürfte aber wohl in der allgemeinen Erbitterung der Bergleute über den mutwillig heraufbeschworenen Ausstand und in der Befürchtung zu suchen sein, daß die socialistische „Arbeiterpartei", die mit den „Arbeitsrittern" schon längst in heimlicher Fehde lebt, diese Unzufriedenheit der Bergleute zu ihrem Vortheile ausbeuten werde. Der „Staatsrath" will offenbar durch einen Hauptstreich sein gesunkenes Ansehen wieder herstellen. Der Versuch wird aber wahrscheinlich das Gegentheil zur Folge haben, denn wir glauben nicht, daß die Bergleute von Charleroi nach den Erfahrungen der letzten vierzehn Tage nochmals so unvernünftig sein werden, sich in ein solches Abenteuer einzulassen.

Je mehr bei den **französisch-russischen Verbrüderungsfesten** der Champagner fließt, um so mehr öffnen sich die Herzen und lösen sich die Zungen. Gestern sind, wie der Pariser Telegraph meldet, von russischer Seite recht offenherzige Worte gefallen. So wird vom General Kumoroff das Wort berichtet: „Ich hoffe, daß die Allianz, die wir heute besiegelt haben, ein demnächstiges Resultat und zwar in einer Abänderung der geographischen Tafel von Europa haben wird." Und dem Director des Petersburger „Nouveau Temps" wird das Wort zugeschrieben: „Wir haben soeben eine erste Schlacht gewonnen; ich hoffe, wir werden bald andere liefern." Die einzige Folge dieser Toaste werden jedoch die vorlauten Herren selbst zu tragen haben, denen der Zar gar bald klar machen dürfte, daß er allein zu bestimmen hat, was jeder Russe zu hoffen hat. Bedeutsamer ist die bereits im gestrigen Abendblatte mitgetheilte Rede, die der frühere Ministerpräsident und zeitweilige Verwalter des Auswärtigen Amtes, Goblet, auf einem Festmahle in St. Mandé hielt. Auch diese Rede überschreitet den vom Zaren den Franzosen vorgeschriebenen Rahmen, innerhalb dessen sich die Veranstaltungen bei Gelegenheit des Flottenbesuches in Frankreich halten sollen, um ein Erkleckliches, und verräth herzhaft den springenden Punct, auf welchen den Franzosen doch eigentlich Alles ankommt, an den jeder, seitdem der russische Besuch in Sicht ist, „stets denkt", von dem man aber, um ein Gambetta'sches Wort hierfür anzuwenden, bisher „nicht öffentlich gesprochen hat". Er sagte nämlich, die Russen seien, wie vor zwei Jahren die Franzosen in Kronstadt, mit Herzlichkeit, Stolz und Würde aufzunehmen, aber es sei zu bedauern, daß die Franzosen nicht wüßten, „ob sie (die Russen), denen wir die Hand drücken, Alliirte oder lediglich Freunde sind". Diese „Zweideutigkeit" und Ungewißheit stehe der auswärtigen Politik nicht besser an als der inneren; für die patriotischen Franzosen beherrsche die Frage der Unabhängigkeit und Größe des Vaterlandes alle anderen Fragen. Der die Franzosen bedrückenden Ungewißheit, ob bloßer „Flirt" oder ein fest abgeschlossenes Bündniß mit Rußland vorliege, ist hier in sehr ungeduldiger und ungeschminkter Weise Ausdruck gegeben und dem jetzigen Cabinet fast ein Tadel ausgesprochen, falls es diese Frage nicht endlich in Ordnung bringt. Der Führer der radical-socialistischen Gruppe in der neuen Kammer verfehlt auch nicht, gleich auf die innere Politik hinzuweisen, wo ebenfalls mit den „Zweideutigkeiten" aufzuräumen sei. Man fühlt, wie sich die Spitze der Banketrede Goblet's gegen das Ministerium Dupuy kehrt, dessen Stellung zur neuen Kammer bis jetzt überaus unklar ist. Goblet verlangt natürlich eine sehr entschiedene Berücksichtigung des verstärkten radicalen Elementes und droht, falls diese nicht erfolgt, mit kräftigen Angriffen auf das Cabinet sowohl in der auswärtigen wie in der inneren Politik. Zur Erhöhung der jetzigen reisigen Stimmung in den maßgebenden Kreisen der französischen Hauptstadt wie der guten Laune des Zaren wird diese unverblümte Drohung nicht gerade beitragen, wenn man sie auch vielleicht, um jeden Mißton von den Festtagen fernzuhalten, für jetzt in Frankreich todtschweigen wird. Goblet war, wie man sich erinnert, Minister in der kritischen Zeit, als der Fall Schnäbele an der elsaß-lothringischen Grenze Frankreich und Deutschland dem Kriegsfalle sehr nahe gebracht hatte. Es lag nicht an Herrn Goblet, daß der Kriegsausbruch damals vermieden wurde. Er ist von heftiger Natur und geneigt, verwickelte Fragen ohne diplomatische Gewandtheit mit Gewaltmitteln zu lösen. In der neuen Kammer wird er, sobald die Verhandlungen beginnen, die das eigentliche Ergebniß der Wahlen in seiner Bedeutung klarlegen sollen, dem Cabinet Dupuy ernstliche Verlegenheiten bereiten.

Das politische Feingefühl, das den **Italienern** von jeher nachgerühmt wird, bewährt sich bei dem Empfang des britischen Mittelmeergeschwaders aufs Neue. Ueberaus herzlich, ohne lärmenden Ueberschwang und würdelose Selbstberauschung, bedeutungsvoll, ohne drohende Spitze nach irgend einer Seite hin, vollzieht sich dieses Ereigniß, das einen sehr lehrreichen Beitrag zur Wissenschaft von den politischen Nebenerscheinungen darstellt. Der tiefere Sinn des englischen Schiffsbesuchs in den italienischen Gewässern bedarf keiner weiteren Erläuterung, er ergiebt sich aus seiner bekannten Vorgeschichte und aus der bloßen Thatsache seines zeitlichen Zusammentreffens mit den russisch-französischen Festen. Die britische Presse thut des Guten zuviel, wenn sie diese wahre Bedeutung nicht blos zu verkleiden, sondern geradezu zu verleugnen sucht. Es ist kein bloßer Zufall, daß Europa heute in einem Athemzuge die Namen Toulon und Tarent nennt, nennen muß. Und wenn die „Times" versuchen, den Bestand eines englisch-italienischen Flottenbündnisses rundweg in Abrede zu stellen, dann können sie es nur auf ein Spiel mit Worten abgesehen haben, denn seit 1891 weiß Europa, daß zwischen England und Italien eine Abmachung besteht, die auf die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts im Mittelmeer abzielt, eine Abmachung, die schon drei Jahre vorher wenigstens in ihren Keimen bestanden hatte. Damals, im Jahre 1888, als das Gerücht von einem beabsichtigten französischen Handstreich auf Spezia umlief, erschien plötzlich das britische Mittelmeergeschwader unter dem Befehl des Admirals Hewett an der italienischen Küste, und die erste Frage seines Commandanten ging dahin, ob die Feindseligkeiten schon eröffnet seien. Ganz ebenso wird, wann immer eine französische oder russische Flotte die italienischen Küsten bedrohen sollte, ein britisches Geschwader zur Hand sein, die Italiener zu unterstützen, und officiöse Kundgebungen haben im Jahre 1891 ausdrücklich den Bestand einer festen Abmachung zwischen beiden Staaten bestätigt.

Nach einem heute aus der **spanischen** Hauptstadt eintreffenden Telegramm des Hirsch'schen Bureaus werden dort die Rüstungen gegen die Mauren fortgesetzt. Es sollen demnächst 10 000 Mausergewehre und 20 000 Patronen an die Truppen vertheilt werden. Aus Marokko selbst wird indessen nichts von Belang gemeldet. Das läßt darauf schließen, daß unter der Hand daran gearbeitet wird, dem Conflicte die bedrohliche Spitze zu nehmen, beziehungsweise durch dessen dilatorische Behandlung den rege gewordenen Volksleidenschaften Zeit zur Abkühlung zu gewähren. Ob dieses Verfahren von dem gewünschten Erfolge begleitet sein wird, ist allerdings eine andere Frage, da das spanische Nationalbewußtsein in dem Puncte der marokkanischen Angelegenheiten von äußerster Empfindlichkeit ist und auf jeden Versuch, den Zwischenfall von Melilla unter einem anderen Gesichtspuncte als dem des spanischen Genugthuungsbedürfnisses zu regeln, scharf reagiren dürfte. Immerhin ist, wieder „Polit. Corr." aus Berlin mitgetheilt wird, auch dort in maßgebenden Kreisen die Ansicht vorherrschend, daß der Sultan von Marokko den berechtigten Wünschen Spaniens schließlich nachgeben und die marokkanische Frage zu keinen ernstlichen Verwicklungen führen werde. — Die spanische Ministerkrisis, welche mit einem Personenwechsel im Ministerium des Innern endigte, hing mit den eben erwähnten Verwicklungen nicht zusammen. Sie hatte, der „Epoca" zufolge, ihren Grund in Familien- und sonstigen persönlichen Angelegenheiten, sowie in fortdauernden Reibungen zwischen der Regierung und der städtischen Verwaltung von Madrid, die bekanntlich ein schon lange anhaltendes Uebel sind.

Durch den Staatsstreich vom 13. April ist bekanntlich die liberale Partei in **Serbien** hart betroffen worden und es konnte nicht befremden, daß ihre Preßorgane die Regierung schonungslos angriffen und dabei auch vor der Person des Monarchen nicht Halt machten. Wie nun der „Kölnischen Zeitung" aus Belgrad mitgetheilt wird, hat der junge Serbenkönig in jüngster Zeit vertraulich erklärt, der Staatsstreich sei hauptsächlich gegen die Regentschaft gerichtet gewesen. Gegen die liberale Partei werde nichts Böses beabsichtigt, denn der König wisse sehr gut, daß die liberale Partei es war, die im Jahre 1858 die Wiedereinsetzung des Hauses Obrenowitsch bewirkt habe. Infolge dessen und aus Anlaß des liberalen Parteitages hat die Aussöhnung in Belgrad stattgefunden. Die anwesenden 6000 Liberalen mit ihren Parteiführern an der Spitze begaben sich am Sonntag Abend mit Musik und Fahnen vor die Königsburg und begrüßten den König Alexander mit

## Feuilleton.

### Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau.

15] Von F. Klinck-Lütetsburg.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Mehr der Sieg, den ein Beneideter erfochten, als die Niederlage, welche Bernd Bruns erlitten, bewirkte ein gewisses Mitleid für den Letzteren, der mit einem Anrecht auf das bedeutende Gesammt-Vermögen so gut wie leer ausging. Man versuchte, ihn zu trösten und zu beruhigen, und freute sich, das Gegentheil hervorzurufen, obgleich Bernd bemüht war, die gewaltige Aufregung, von welcher er beherrscht wurde, zu verbergen. Es war gegen Mitternacht, als er nach Hause zurückkehrte. Foelke war noch auf. Sie täuschte sich nicht über die Folgen, welche der heutige Tag für ihr Eheleben haben werde, und war vergebens bemüht, eine innere Angst, welche sie nicht zur Ruhe kommen ließ, zu besiegen. Ihr Kind auf dem Schooße, das gleichfalls keinen Schlummer gefunden, saß sie neben ihrem Spinnrad, das sie eifrig hatte schnurren lassen, um die unerträglich langsam schleichende Zeit zu bewältigen.

Das Einschlagen der Gartenthür ließ die einsame junge Frau erschreckt zusammenfahren. Gleich darauf hörte sie den Schritt des Gatten, wie er sich dem Hause näherte. Ihr däuchte, ihr Herzschlag stockte und unwillkürlich sah sie sich wie hilfesuchend um.

Dann wurde die Hausthür geöffnet, heulend brauste der Wind durch den Gang. Mit einem Fluch wurde die Thür geschlossen und Bernd Bruns betrat die Küche.

Foelke war kaum fähig, ihren mühsam behaupteten Muth, angesichts dieses Mannes, aufrecht zu erhalten. Ein Blick auf ihn zeigte, daß Schlimmes ihrer wartete. Bernd war berauscht, aber nicht so, wie sie ihn beinahe täglich zu sehen gewohnt geworden. Er schien seiner Sinne mächtig zu sein, sie sah es an dem höhnenden Ausdruck seines Gesichtes, an dem Funkeln seiner tückisch blickenden Augen, und abermals wollte die unheimliche Angst, welche sie den Tag hindurch empfunden, Gewalt über sie gewinnen. Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück und drückte das Kind fester an ihre Brust.

Bernd stand noch immer am Eingange, wie um sich zu besinnen, während Foelke den Eindruck empfing, als wolle er sich auf sie stürzen. Es reute sie, nicht das Lager aufgesucht zu haben, denn gerade ihr Anblick schien ihn aufzustacheln und in Raserei zu versetzen.

Noch einmal raffte sie sich auf, das unruhvolle Klopfen ihres Herzen beschwichtigend, richtete sie ihre Augen fest auf den Gatten, der in dem Ausdruck derselben eine Herausforderung zu erblicken glaubte. Das gerade hatte ihm gefehlt, sie freute sich ihres Sieges.

„Ja, Du hast's geschafft", kam es heiser über seine Lippen, indem er sich ihr näherte. Frecher hat's noch kein Weib getrieben. So essen vor aller Welt seine Schande zu sagen, bringst nur Du zu Wege. Hast Du denn eigentlich nicht Scham, noch Gram im Leibe?"

Foelke glaubte das stürmische Klopfen ihres Herzens zu hören, das Kind begann kläglich zu weinen. Sie machte abermals eine Bewegung des Zurückweichens, aber sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Im Rücken hatte sie Tisch und Stuhl, links die Wand und rechts einen Haufen Heede und Werg.

„Schaff mir den Balg aus den Augen", zischte er, weiter auf sie eindringend. „Mit keinem Blick will ich ihn mehr sehen, oder Du bringst mich zu etwas, das mir leid sein würde, wenn's auch nur ein Zeugniß Deiner Schande und Schmach ist. Denkst Du, ich will auch noch die Brut des Wilhelm großfüttern?"

Sie verstand nicht den Sinn seiner Worte, aber vielleicht war doch ein Schimmer desselben in ihre Seele gefallen. Mit weitaufgerissenen Augen starrte sie Bernd an. Es lag eine unausgesprochene Frage in ihnen, deren Beantwortung ihm doch mit einem Rest von Schamgefühl schwer wurde.

Dieses Schamgefühl, welches für ihn einer Niederlage gleich kam, wandelte sich schnell in Wuth. Die junge Frau sah es in seinen Augen aufglühen — unheilvoll. Eine von ihm gemachte Bewegung ließ sie das Schlimmste befürchten, und sie befand sich allein mit einem sinnlos Wüthenden, der sich nicht scheute, sein schuldloses Kind zu befudeln. Ja, sie wußte jetzt, was seine Worte bedeuteten, und in demselben Augenblick war jede Furcht von ihr gewichen.

„Zurück!" rief sie ihm entgegen, indem sie sich hoch und stolz aufrichtete.

Aber seine Brauen zogen sich nur noch finsterer zusammen, er hob die große, geballte Faust empor. Im nächsten Moment würde sie unfehlbar mit voller Wucht auf das unglückliche kleine Geschöpf niedergesaust sein, wenn nicht die zu Tode entsetzte junge Mutter, wehrlos der Gewalt preisgegeben, das einzige ihr zu Gebote stehende Rettungsmittel ergriffen hätte. Sie hatte sich niedergebeugt, wie um dem Schlage auszuweichen. Rauch und Feuer in Foelke's Hand ließ Bernd zurücktaumeln und ein gellender Hilfeschrei tönte durch das Haus. Die Küchenthür wurde geöffnet und wieder zugeworfen.

„Brand! Brand!" erreichte es noch Foelke's Ohr, als sie mit ihrem Kinde schon inmitten des brausenden Schneesturmes sich befand. Dann war sie ohnmächtig zusammengebrochen.

Das Weinen ihres Kindes brachte sie wieder zum Bewußtsein, aber — zu welchem? Rothe Flammen züngelten aus den Fenstern des Bruns'schen Hauses und wurden rasch zu dem Strohdach der Scheune hinüber getrieben. So schnell war das Feuer zum vollen Ausbruch gekommen, daß noch keine Menschenseele zur Stelle war, als die rothe Gluth bereits die Nacht im weiten Umkreise gelichtet. Mit der einen Hand die Stirn beschattend, blickte Foelke auf das furchtbare Schauspiel. Nun wurden auch Stimmen laut.

„Brand! Brand!" gellte es durch die Nacht, dazwischen ertönte das Gebrüll der Kühe aus dem Stalle, die freigelassenen Pferde stürmten an Foelke vorüber, und ein Hufschlag streifte ihre Stirn. Wie von fern hörte sie noch das Gewimmer der Dorfglocke, während es warm über ihre Schläfe herabrieselte.

So wurde die junge Frau gefunden. Ohne das laute Weinen des Kindes würde sie vielleicht nimmer zum Leben erwacht sein. Von der Furcht getrieben, daß sie hier gesehen werden könne, hatte sie sich unter der Weißdornhecke niedergekauert und der Schnee sie bereits in ein Leichentuch gehüllt, als eine Magd aus dem Vaterhause sie entdeckt. Diese hatte den Bauer herbeigeholt, der sie dann in das Haus getragen, während die Magd mit dem Kinde ihm gefolgt war.

Im Zeitraum von wenigen Stunden war Bernd Bruns' „Platz" vollständig niedergebrannt, es stand nur noch ein Stück des Giebels und ein Theil der Stallmauer. Der äußersten Anstrengung der herbeigeholten beiden Spritzen war es gelungen, die Meinhardi'sche Besitzung vor einem gleichen Schicksal zu bewahren, ein Theil des Daches war sogar beschädigt worden.

Noch in derselben Nacht hatte Jedermann im Dorfe erfahren, wie das Feuer entstanden war. Bernd's eigene Frau steckte ihm das Haus über den Kopf in Brand, nur um von ihm loszukommen. Sie war auch, nachdem sie das Unglück angerichtet, direct zu dem Wilhelm Adams gelaufen, der sie und ihr Kind aufgenommen.

Es gab vielleicht nicht einen Menschen im Dorfe, der diesen Gerüchten bedingungslos Glauben schenkte. Der Zusammenhang war unstreitig ein anderer. Foelke Meinhardi eine gemeine Brandstifterin! Wie wäre es möglich gewesen, einen solchen Gedanken zu erfassen? Es gab aber auch nicht einen Menschen, der es sich hätte angelegen sein lassen, sie gegen die furchtbare Anklage, welche man gegen sie erhoben, zu vertheidigen. Noch stand man allgemein unter dem Einfluß der Reuigkeiten des gestrigen Tages; Uffe Aijes und seine Tochter waren scharf verurtheilt worden. Der Erstere nahm Bernd Bruns Das, was rechtmäßig ihm gebührte, die Letztere legte seinen „Platz" in Asche.

Während der nächsten Tage getraute Niemand ein Urtheil sich zu bilden. Foelke war schwer krank, der Wagen des Doctors hielt an einem Tage wiederholt vor der Thür des Meinhardi'schen Hauses. Man erinnerte sich auch wohl noch der dunklen Gerüchte, die über die Behandlungsweise, welche Bernd Bruns seiner jungen Frau hatte angedeihen lassen, im Umlauf gewesen waren. Es ließ sich aber doch bald nicht mehr beschönigen, daß Foelke Bruns ein Criminal-Verbrechen begangen.

Sobald die junge Frau sich etwas erholt hatte, wurde das Meinhardi'sche Haus der Schauplatz aufregender Ereignisse. Gerichtspersonen kamen, die Leidende zu vernehmen und zu bewegen, ein Geständniß abzulegen, daß sie das Haus ihres Gatten angesteckt, um von dem Verhaßten frei zu kommen. Die bedauernswerthe Frau leugnete, doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, als Anklägerin gegen den Vater ihres Kindes aufzutreten. Sie war nicht offen und verwickelte sich in Widersprüche. Nur in einem Punct blieb sie ihrer Aussage getreu: Sie hatte ein brennendes Torfstück hochgehalten und vielleicht auch ihrem Gatten entgegengeschleudert, denn nur auf diese Art hatte es in das Werg und die Heede fallen können, welche an ihm sich entzündet. Ihre Hand zeigte große, ungeheilte Brandwunden. Ihren Aussagen gegenüber standen die des Bernd Bruns und seiner Magd, der schwarzen Wolberich. Bernd erklärte, daß er mit seiner Frau im Unfrieden gelebt. Daß es ihre Absicht gewesen, von ihm sich frei zu machen, dafür erbringe das Testament des alten Meinhardi hinreichende Beweise. Sie sei auch sogleich in das Haus des Mannes geflüchtet, mit dem sie eine Liebschaft unterhalten habe.

Wolberich bestätigte die Aussagen ihres Herrn, sie hatte noch Vieles hinzuzufügen, wovon Bernd Bruns keine Ahnung

SLUB
Wir führen Wissen.